



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutschen Westgrenzen : 1. Ob und warum Annexion.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die deutschen Westgrenzen.

1. Ob und warum Annexion.

Der Krieg ist der Vater der Dinge, sagt der alte Heraklit; welcher Dinge Vater wird er diesmal werden? So fragen sich Millionen Herzen, von Hoffnung und Besorgniß ruhelos bewegt. Ich denke, seine besten Kinder wären die, welche der blutigen Gewaltherrschaft des Vaters ein für allemal ein Ende bereiteten. Kein anderes Ziel verfolgen ja auch laut den ernstesten, ergreifenden Worten König Wilhelm's in der Thronrede vom 19. Juli die Leiter unserer Geschicke, als das, den Frieden Europas dauernd zu sichern. Wer wollte ihrer bewährten Weisheit nicht vertrauen, daß sie die besten Wege einschlagen werde, es zu erreichen; wer von uns aus dem Volke wollte ihr Maß geben, vor deren Blicken aus Vergangenheit und Gegenwart so manches offen daliegt, was uns verborgen ist? Wie es aber für alle Politik der Regierungen keine festere Stütze gibt, als die befriedigte Zustimmung ihrer Völker, so dürfen, ja sollen doch auch wir von vorn herein über unsere Wünsche uns klar werden, mit der Mäßigung, die uns eigen ist, sie von den Ueberspannungen der ersten, wenn auch gerechten Aufwallung reinigen, um sie dann, wenn wir sie unter uns sorgfältig erörtert haben, mit Bescheidenheit zu äußern. Zu einer solchen ruhigen Erörterung einen kleinen Beitrag zu liefern, ist der einzige Anspruch, den die folgenden Betrachtungen erheben.

Der Friede Europas! — mit Recht setzt die Thronrede diesen großartigen Ausdruck als gleichbedeutend mit der Nöthigung Frankreichs, Frieden zu halten. Schon einmal, nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs, in den beiden Pariser Friedensschlüssen wie auf dem Wiener Congresse hat man daran gearbeitet, durch gewaltsame Befriedung Frankreichs die Ruhe des Erdtheils zu begründen. Die Schöpfung des durch Belgien ungeschickt vergrößerten niederländischen Königreichs, die Neutralisirung der Schweiz, die Verstärkung des sardinischen Staates waren Maßregeln in diesem Sinne; ja die Gründung der heiligen Allianz selbst ward wenigstens von den Franzosen in gleicher Weise als eine drohende Warnung vor wiederholten Uebergriffen ihrerseits aufgefaßt. Auch durch die Wiederherstellung der Bourbonen glaubten die Verbündeten dem nämlichen Zwecke zu dienen. All diese Mittel haben sich theils als unzulänglich, theils als völlig verkehrt erwiesen; statt abzuschrecken, haben sie eher gereizt; nicht ihnen war es zu verdanken, daß wir wirklich eine lange Zeit der Ruhe genossen, vielmehr lediglich der Schwächung Frankreichs, welche der Krieg selber geschaffen, nicht der Friede.

Von dem jetzigen Kriege nun, so blutig und kostspielig er auch für unseren Feind sein möge, kann man eine gleiche Erschöpfung seiner Menschen- und Geldkräfte nicht erwarten, wie nach dem Vierteljahrhundert innerer Zerrüttung und äußerer Kämpfe im Jahre 1815 eingetreten war; auf die innere Umwandlung des Gegners aber, auf seine Befehrung, möchte man sagen, zu Humanität und ernster Selbstbeherrschung, darauf zu bauen wird uns nach den rohen Ausbrüchen des französischen Fanatismus, die wir eben erlebt haben, Niemand mehr zumuthen. Es bleibt also nichts übrig, als in dem günstigen Momente, wo wir den Frieden dictiren dürfen, energisch Vorsorge für alle Zukunft zu treffen.

Man kann die Aufgabe sehr einfach dahin bestimmen, daß es jetzt gilt, das Hauptverräumniß von 1815 wieder gut zu machen. Möchte es immerhin ein europäisches Interesse sein, ein starkes Frankreich bestehen zu lassen, so war es dem gegenüber gewiß um so dringender geboten, ein starkes Deutschland zu schaffen, stark in doppelter Hinsicht, seiner inneren Verfassung nach sowohl wie durch seine äußere Abgrenzung gegen Frankreich. Man weiß, was hierfür geschah; in Wahrheit so gut wie nichts; als Ansatz höchstens kann man bezeichnen die erweiterte Aufstellung Preußens am Niederrhein mit der schmalen Front gegen Lothringen auf dem Boden jener früheren zerrissenen geistlichen Gebiete, deren Bestand so lange Zeit die größte Gefahr für uns und die bedenklichste Lockung für List und Macht des Feindes gewesen war. Aber was wollte diese Aufstellung Preußens besagen, bei der ungünstigen Vertheilung seiner übrigen Lande, bei der Fesselung seiner Kräfte durch die alte Bundesordnung! Man hatte ihm nur eine neue Aufgabe gestellt, ohne es mit den Mitteln auszustatten, ihr zu genügen. Jedermann kennt die Ursachen dieser Wendung der Dinge: die Gleichgiltigkeit Englands, das Ränkespiel der bourbonischen Diplomatie, die neidische Eifersucht Oestreichs, die coquette Siegergroßmuth Alexanders, kurz das Mißwollen aller Mitberather wirkte zusammen mit der Schwäche und dem Ungeschick unserer wohlmeinenden Staatsmänner und Patrioten. So wurden unsere Kräfte im Innern durch die sogenannte Bundesverfassung unterbunden, so ließ man Frankreich 1814 nicht nur die Grenzen von 1792, d. h. den ganzen Raub Ludwig's XIV., man schenkte ihm auch noch die Enclaven Mömpelgard, Salm, Saarwerden und Trichingen hinzu, rundete ihm Saarlouis durch das Kohlengebiet von Saarbrücken ab und verband ihm das abgelegene Landau durch den Landstrich zwischen Queich und Lauter; 1815 aber nahm man davon nur Saarlouis und Saarbrücken für Preußen, das Rheinthal bis zur Lauter mit Landau für Bayern zurück. Frankreich blieb nach wie vor mit scharfer Distecke wie zum Stoße vorgeschoben zwischen das preußische, bayerische und badische Gebiet hinein und flankirte dadurch zugleich in gefährlicher Weise Belgien

und die Schweiz. So traurig dieser Ausgang war, so bleibt es doch mindestens fraglich, ob man, wie die Sachen damals lagen, einen andern hätte wünschen dürfen. Ich führe zur Stütze dieser Auffassung einfach die verständigen Worte eines unserer verdientesten Historiker und unserer besten Männer an, dem es leider nicht vergönnt worden ist, den Glanz dieser letzten Tage zu schauen. „So entging,“ sagt Ludwig Häußer, „Deutschland der Lohn, den es sich mit den größten Anstrengungen und glänzenden Siegen verdient hatte. Straßburg und Metz blieben französisch. Die folgende Zeit hat es freilich zweifelhaft gemacht, ob wir im Stande gewesen wären, diese Eroberungen, wenn wir sie erlangten, auch zu behaupten. Denn für die Macht einer Nation reicht es nicht aus, daß sie große Gebiete besitzt, sie muß auch politisch so organisiert sein, daß sie ihre Macht gebrauchen kann.“

Es ist das Werk der preussischen Politik unserer Tage, daß sie zunächst den Grundschaden der Verträge von 1815, das innere organische Leiden unseres Vaterlandes ausgeheilt hat. Hierwider hat sich Frankreich erhoben; es ist als schlug ihm das Gewissen über die andere unberechtigte Forderung, die wir gerade ihm gegenüber bisher ruhig hatten ausstehen lassen, als fürchtete es, die Heilung unseres inneren Gebrechens müßte unfehlbar auch die des äußeren nach sich ziehen. Sicherlich hatten unsere Regierenden nicht entfernt daran gedacht, höchstens als sehr harmlose Träume entlegener Zukunft schwebten Ideen derart der Seele einzelner geschichtskundiger Patrioten vor. Aber mit der Blindheit jener Herrscher des Alterthums, die im Wahne, den Schicksalspruch des Orakels zu hintertreiben, ihn mit täppischer Hand in ungeahnter Schnelligkeit herbeiführen, haben unsere Nachbarn die deutsche Einheit, die sie noch zerstören zu können vermeinten, vollendet, haben sie die alte Beute aus den Tagen unseres Glends, die unser Schwert nicht bedrohte, selber in den Bereich unseres Schwertes zurückgeworfen.

Ohne Zweifel werden wir auch im günstigsten Falle bei den Friedensverhandlungen mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben; auf das Wohlwollen der anderen Großmächte dürfen wir heut so wenig wie vor einem halben Jahrhundert vertrauen, im Gegentheil Neid und Mißgunst gegen uns sind allerorten mit unserer Macht und unserem Ruhme gewachsen. Was wird dawider unsere Hilfe sein? Nichts anderes als ernste Festigkeit in unserem Auftreten und vernünftige Mäßigung in unseren Forderungen. Die erstere zu zeigen, können wir billig den Leitern unserer Politik anheimstellen, sie haben seinerzeit Proben davon gegeben; zur anderen aber müssen auch wir im Volke uns selbst anhalten, wir sind der Chor im Drama, der theilnehmend und ermunternd die Worte und Handlungen der Helden mit seinen Liedern zu begleiten hat; es ziemt uns schlecht, durch eigene Unbesonnenheit,

durch Widerspruch oder Uebertreibung ihnen ihre sorgenvolle Aufgabe zu erschweren.

Zunächst und unbedingt hat man da allen unnützen Strafgeleüsten zu entsagen. Alles, was bloß demüthigt und kränkt, wirkt auf den, dem es zugemuthet wird, nicht schwächend, sondern kräftigend ein, das lehrt jedes Blatt der Geschichte. Vom Princip der Selbständigkeit der Nationen gehen wir selber aus; jeder Eingriff also in das Innere des französischen Staates in dem Umfange, wie wir ihn anerkennen werden, als da ist das Verlangen diese oder jene Festung zu schleifen, das Verbot, bewaffnete Lager an unseren Grenzen zu halten, Landheer und Flotte über ein gewisses Maß hinaus zu vermehren, dies und alles ähnliche dient nur zu reizen und ruft gerade die Wirkungen hervor, die man vermeiden wollte. Noch trauriger wäre jeder Versuch, auf Verfassung und Regierungsform unserer Gegner irgend welchen Einfluß üben zu wollen. Jeder redliche Mann auf Erden wird sich freuen, wenn die Trugburg des Bonapartismus zusammenbricht, aber es ist nicht unseres Amtes, das Haus des Nachbarn zu säubern. Es war der verhängnißvollste Fehler von 1814 und 15, daß man die Sache Napoleons von der Frankreichs trennte; fast natürlich ergab sich daraus die Taktik, den Herrscher zu züchtigen und das Volk tröstend zu belohnen. Heute haben sich, was das Verhältniß zu uns angeht, die Franzosen mehr als zur Genüge für solidarisch mit ihren Führern erklärt, die Unveröhnlichen sind auch mit uns unveröhnlich. Wir führen nicht Krieg mit Hannibal, sondern mit Karthago; lassen wir ihn laufen, Antwort stehen muß uns die Nation!

Sieht man nun ab von Kriegskosten und anderen Bußgeldern für böswillig zugefügten Schaden, so bleibt uns eben der französischen Nation selber gegenüber gar kein Ausweg offen, als sie an Land und Leuten auf die Dauer zu kürzen, was um so einfacher und vernünftiger sein wird, je schwächer die Rechtstitel sind, auf die sich der bisherige Besitz des betreffenden Landes stützte, je weniger endlich dessen Leute als echte Glieder der französischen Nation gelten können. Die Entscheidung scheint sehr einfach: „Elsaß und Lothringen!“ tönt es durch ganz Deutschland. Es ist in diesen Blättern neulich (No. 33, p. 266 ff.) von kundiger Feder dargestellt worden, wie diese Landschaften, deren Name uns so oft hat erröthen lassen, uns abhanden gekommen sind. Allein ich glaube, der übertausendjährige Proceß, den wir endlich einmal für immer schlichten möchten, läßt sich nicht bloß dadurch scheiden, daß wir ein paar der letzten Actenbündel einsehen; die Frage nach der besten und dauerhaftesten Grenze zwischen Deutschland und Frankreich hat neben den historischen auch ihre natürlich geographischen, ihre sprachlich nationoten wie ihre militärischen Elemente, die alle gleichmäßig erwogen sein wollen,

um zu befriedigendem Schlusse zu gelangen. An sie zu erinnern, dürfte es jetzt schon und zugleich jetzt noch an der Zeit sein.

Über müssen denn Frankreich und Deutschland überhaupt an einander grenzen? Liegt nicht eine Lösung des Räthsels nahe genug, welche die aller-kürzeste und richtigste zu sein scheint? Kann man nicht die Grenzen Frankreichs verengern ohne die deutschen zu erweitern und so mit großmüthiger Uneigennützigkeit allein das Banner des europäischen Friedens in den eroberten Gebieten aufpflanzen? Ich muß gestehen, daß mir die Idee eines abgetrennten, selbständigen, neutralisirten lothringisch-elsäßischen Staates anfangs viel zu schaffen gemacht hat; allein es ist eben eine Idee, vor realpolitischer Betrachtung hält sie nicht Stand. Eines Erfolges freilich dürfte eine solche Abkunft gewiß sein: des Beifalles der übrigen Mächte. England würde sie positiv gefallen, ja recht eigentlich aus der Seele gesprochen sein; die anderen aber würden sich ins Fäustchen lachen wegen ihrer negativen Seite, daß wir nämlich nicht allein keinen Gewinn aus dem Kampfe davontrügen, sondern umgekehrt einen Zuwachs an sorgenvoller Verlegenheit. Denn das allein stellt sich bei nüchternen Betrachtung als Ergebnis heraus. Allerdings liegt viel Verlockendes in dem Gedanken, die ganze Sprachgrenze der beiden hadernden Nationen von der Höhe der Walliser Alpen bis zur Wendung der Maas zwischen Lüttich und Mastricht und von da westwärts zum Pas de Calais mit verschwindenden Ausnahmen auf neutrales Gebiet zu verlegen. Es ließen sich vielleicht wirksame Anstalten treffen, daß in dem neuen Mischstaate zwischen dem Oberrhein und der Scheide der Maas gegen Marne und Saone das alemännische und fränkische Deutsch keine so ungerechte Zurücksetzung gegenüber dem Französischen erführe, wie in Belgien bislang noch das flämische Deutsch, daß vielmehr die gegenseitige Duldung und Anerkennung von Germanen- und Romanenthum, wie sie in der Schweiz waltet, zum Grundsatz erhoben würde. Wir blieben immer eine große und mächtige Nation, auch ohne daß wir diese versprengten Brüder in unseren Staat wieder hineinzögen; es könnte uns genügen, ihren Untergang abgewehrt, sie vor der drohenden Verwelschung bewahrt zu haben. Wir würden das Münster zu Straßburg ohne Kummer schauen können, wie heut die Kathedrale von Antwerpen, Meister Erwin würde uns als deutscher Genius drüben begrüßen, wie der gewaltige Rubens an der Schelde. Und wie wir in den Wasserlanden noch immer deutsche Seetüchtigkeit sich tummeln sehen auf den nämlichen Wahlstätten, da die Schiffersagen der Gudrune ihre Helden kämpfen ließen, so brauchten wir auch nicht zu trauern in der Erwartung, in Seseheim, daß die reinste Naturpoesie deutscher Weiblichkeit für immer geweiht hat, dereinst die unlauteren Chansons leichtfertiger Pariser Sänger von Mädchenlippen hören zu müssen.

Fürwahr! „wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum“, denn die einfachste politische Erwägung lehrt, daß der ganze Plan von uns sehr edelmüthig, aber auch ungemein thöricht erdacht wäre. Wieviel Achtung Frankreich vor europäisch garantirter Unantastbarkeit kleinerer Nachbarn hegt, das hat, wenn es noch nicht seit Jahren aus der französischen Presse bekannt wäre, die Güte des Grafen Benedetti seitdem schwarz auf weiß auf kaiserlichem Papier eigenhändig bescheinigt. Ein jüngst verlorenes Gebiet wiederzuerlangen würde man selbstverständlich drüben Tag und Nacht offen und insgeheim alle Mittel wühlender List und drängender Gewalt in Bewegung setzen. Dem gegenüber stünde nun die europäische Collectivgarantie; auch über sie jedoch darf man sich nachgerade keiner Täuschung mehr hingeben. England schützt Belgien und würde darum zu den Waffen greifen, offenbar aber nur weil Antwerpen als französisches Emporium für die eigenen englischen Interessen geradezu unerträglich sein würde; wie es, wenn englisches Interesse nicht im Spiel ist, eine Garantie der Neutralität seinerseits aussagt, hat Lord Stanley bei dem Luxemburger Handel mit dürren Worten erklärt. England würde sicher keinen Finger rühren, um die Wiederherstellung eines Zustandes zu hintertreiben, den es bis jetzt höchst angemessen gefunden, ja 1815 selbst hat gründen helfen. Und die anderen Mächte? Wer von ihnen hat 1860 das neutrale Chablais und Faucigny vor der Einverleibung in den französischen Kriegsstaat geschützt? Oestreich und Rußland würden die Gelegenheit benutzen, um diese oder jene Forderung zu Tage zu fördern, daß sie aber die Unabhängigkeit des entlegenen Elsaß-Lothringen um der Sache willen vertheidigen sollten, das von ihnen zu erwarten, würden sie selbst für erstaunlich naiv halten. Daß nun die neue Schöpfung sich mit eigenen Kräften behaupten könnte, wird Niemand glauben. Mächte man aus den beiden Provinzen einen eigenen Staat, so würde sogar schon über dem mühsamen und langwierigen Geschäfte des Fürstensuchens frischer Hader sich entzünden können. Vertheilte man das Gebiet an Schweiz und Belgien, so zöge man nur diese dadurch gleichfalls in die unmittelbare Gefahr eines Krieges hinein. Addirte man selbst das ganze Elsaß-Lothringen sammt Luxemburg zu Belgien, so würde ein solcher Ländercomplex, der als burgundisches Reich Karl's des Kühnen eine Großmacht gewesen wäre, heutzutage für sich nichts bedeuten. Es klingt zwar paradox, ist aber wahr, daß mit der Vergrößerung neutralisirter Staaten ihre Unsicherheit wächst.

Man sieht: nicht der europäische Friede, sondern der europäische Krieg wäre verewigt, und wer vor allen hätte ihn zu führen? Kein anderer als Deutschland. Nicht einen einzigen Soldaten weniger dürfen wir halten, so lange diese Mißgeburt unserer Großmuth existirte. Wir hätten ein erweiter-

tes Gebiet zu vertheidigen, das wir nicht dazu einrichten noch besetztgen könnten, das wir ehrlich an den Verträgen festhaltend immer erst nach dem Eindringen des Gegners betreten würden; dessen zu geschweigen, daß unsere Schützlinge zum größten Theil jenen mit offenen Armen empfangen, unsere Hilfe dagegen vermünschen würden. Doch genug von derlei Utopien! Nehmen wir immerhin so wenig, als sich irgend mit unserer Ehre und Sicherheit verträgt; aber was wir nehmen, nehmen wir wirklich, d. h. für uns und für immer! —

Die diplomatische Zunft.

„Tamquam e vinculis sermocinantur.“

„Es handelt sich um die Wiedererstehung des deutschen Reichs, welches fortan dem europäischen Staatensysteme vollkräftiger, im wahren Sinne des Wortes conservativer Grundstein zu dienen die Bestimmung hat. Die Völkerschaften Europa's haben ohne Zweifel alle denselben Beruf, nämlich in wechselseitiger Förderung und friedlicher Arbeit ihre geistige und materielle Wohlfahrt zu erstreben und zu sichern. Es muß allmählig die Zeit kommen, wo die Völker mehr und mehr der Kriege überdrüssig und viele Streitigkeiten unter sich in einer Ordnung auszutragen bestrebt sein werden, welche die wahrhafte Civilisation erfordert. Vielleicht ist die Wiederaufrichtung des nunmehr in verjüngter Gestalt emporstrebenden deutschen Reiches hierzu ein erster bedeutsamer Schritt.“ So schreibt Otto Bohlmann (in der staatsrechtlich-politischen Literatur bekannt durch eine gründliche Abhandlung über die Braunschweiger Successionsfrage) in einem dieser Tage erschienenen geistvollen Schriftchen: „Die Friedensbedingungen und ihre Verwerthung“ (Berlin, Heinrich Schindler, 1870), welches wir als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung bezeichnen können, indem wir hinzufügen, daß dasselbe durchaus nicht, wie ein Berliner Blatt irrig meint, officiell oder officiös ist.

Zwei Mittel, welche Herr Bohlmann nicht erwähnt (denn sie stehen allerdings mit den „Friedensbedingungen“ nicht in unmittelbarem Zusammenhange) würden ohne Zweifel sehr wirksam sein zur Erstrebung dieses Zieles, nämlich eines gesicherten und dauernden europäischen Friedens. Wir meinen erstens die Abschaffung der Berufssoldaten (Offiziere natürlich vor- und beibehalten) durch Einführung der wirklichen ausnahmslosen allgemeinen Wehrpflicht bei allen europäischen Nationen, und zweitens die Abschaffung der bisherigen Diplomatenzunft. Ueber das erstere Mittel will ich mich hier